

Zitierhinweis

Kroll, Stefan: Rezension über: Michael N. Barnett, *Empire of Humanity. A History of Humanitarianism*, Ithaca: Cornell University Press, 2011, in: *Rechtsgeschichte*, 20 (2012), S. 456-458, DOI: 10.12946/rg20/456-458, heruntergeladen über Website



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

aber eine Reihe unverbrauchter Perspektiven anbietet, aus denen sich die Idee der Menschenrechte neu beleuchten lässt. Zum einen gelingt es hierdurch, die Menschenrechte zu entmystifizieren und in ihrer Historizität begreifbar werden zu lassen. Zugleich zeigt der Band aber auch die

Vielschichtigkeit der geschichtlichen Phänomenologie eines Begriffes auf, der zuweilen in all seiner Vertrautheit zu verflachen droht.



Stefan Kroll

Strategisch oder ethisch? Geschichten des Humanitarismus und der humanitären Intervention*

Humanitarismus und humanitäre Intervention müssen sich gleichermaßen die Frage nach Motivation und Rechtfertigung gefallen lassen. Sind Motive einer Intervention hinreichend humanitär, um von einer humanitären Intervention zu sprechen? Und im Rahmen welcher normativen Muster erscheinen sie als legitim? Zwei neue Bücher nähern sich dem Themenkomplex auf unterschiedliche Weise.

Mit Blick auf den Humanitarismus unterscheidet Michael Barnetts Monografie *Empire of Humanity: A History of Humanitarianism* zwei Grundformen des Humanitarismus. Während der reine Humanitarismus es als seine Aufgabe begreife, Menschen in extremen Notsituationen zu helfen, ohne dies an politische Ziele und Verbindungen zu knüpfen (*«Emergency Humanitarianism»* 37), verfolgten einzelne humanitäre Organisationen seit jeher auch längerfristige ethische, rechtliche und politische Ziele wie die Beendigung von Kriegen, die Durchsetzung der Menschenrechte, die Förderung guter Regierungsführung (*«Alchemical Humanitarianism»* 39).

Am Beispiel der Menschenrechte zeigt sich, dass die Beziehung von Humanitarismus, Recht und Politik durchaus von Spannungen gekennzeichnet ist. Während der *Alchemical Humanitarianism* die Durchsetzung der Menschenrechte auf seiner Agenda habe, seien diese für den auf die Not xierten *Emergency Humanitarianism*, wie Barnett hervorhebt, »a four letter word, so to speak« (197). Barnett zitiert einen Helfer, der lieber mit einem Soldaten ein Bier als mit einem Menschenrechtssaktivisten einen Kaffee tränke (16, 198). Menschenrechtler klagen an und stellen bloß, dies führt nicht selten dazu, dass Zugänge für humanitäre Nothilfen verschlossen werden. Darüber hinaus stellen politische Einflüsse das Prinzip der Unteilbarkeit humanitärer Hilfe ganz grundsätzlich in Frage. So etwa im Falle der Kosovo-Intervention, im Zuge derer nur eine Konfliktpartei auf den Einsatz der humanitären Industrie zählen konnte (186–194).

Barnett verdeutlicht, dass solche Spannungen weniger einzelnen Fällen geschuldet sind als vielmehr dem Humanitarismus an sich: Er sei Aus-

* MICHAEL BARNETT, *Empire of Humanity: A History of Humanitarianism*, Ithaca and London: Cornell University Press 2011, XI, 296 S., ISBN 978-0-8014-4713-6; BRENDAN SIMMS, D. J. B. TRIM, *Humanitarian Intervention: A History*, Cambridge: Cambridge University Press 2011, 408 S., ISBN 978-0-521-19027-5

druck einer Welt, deren Ziel die Zivilisierung sei (9), weshalb er zugleich Emanzipation und Paternalismus fördere (11) und daher am Ende ebenso die Bedürfnisse der humanitären Helfer befriedigen wolle wie die der Adressaten humanitärer Hilfe (14). Man kennt dies aus Carl Schmitts »Begriff des Politischen«, den Barnett allerdings nicht in seine Betrachtungen einbindet.

Das Motiv des Paternalismus zeigt sich auch in humanitären Interventionen, deren rechtliche und historische Dimension sich bei Barnett aber nicht ausreichend abbildet. So bezeichnet Barnett die humanitäre Intervention als eine rechtliche Rechtfertigung, ohne zu erkennen, dass diese selbst einer solchen bedarf (186). Ein anderes Mal sieht er in der *Responsibility to Protect* lediglich eine Neubenennung des Konzeptes, ohne zu klären, dass hiermit eine juristische Erweiterung verbunden ist (4). Schließlich scheint Barnett die humanitäre Intervention primär als ein Phänomen des späten 20. Jahrhunderts zu begreifen, womit er die lange Geschichte der Idee in Völkerrecht und politischer Theorie verkennt.

Diese Aspekte werden durch den von D.J.B. Trim und Brendan Simms herausgegebenen Sammelband *Humanitarian Intervention: A History* präziser erfasst. Die Autoren widmen sich, wie Trim und Simms in ihrer Einleitung hervorheben, der Langzeitgeschichte des Konzeptes, welches seit dem 19. Jahrhundert als *humanitarian intervention* bezeichnet werde, »that is, action by governments (or, more rarely, by organizations) to prevent or stop governments, organizations or factions in a foreign state from violently oppressing, persecuting, or otherwise abusing the human rights of people within that state« (1).

(Rechts)theoretisch wird die Intervention – notwendigerweise – als Ausnahmefall formuliert. Hierauf weisen die Herausgeber hin, wenn sie betonen, dass Interventionen als Bruch der konventionellen Muster internationaler Beziehungen angesehen würden (5). Der Status der Ausnahme wird durch die empirischen Beobachtungen des Bandes allerdings in Frage gestellt. Mit Blick auf das westfälische Prinzip der Souveränität, das Masternarrativ des modernen Völkerrechts schlechthin, spricht Trim schließlich von einer »Überbewertung«, es könne kaum von einer neuen Souveränität nach 1648 gesprochen werden: »The historical studies in this volume confirm that the concept of Westphalia as originating a system of states whose sovereignty was absolute simply is not true, and that,

in consequence, the idea that the modern international system derives solely from Westphalia is, at best, highly dubious« (381 f.). Diese Beobachtung ist nicht nur für die Frage der Intervention, sondern für die Theorie der internationalen Beziehung insgesamt von Bedeutung.

Zurück aber zu den Motiven. Simms stellt fest, dass Staaten in die inneren Angelegenheiten anderer Staaten interveniert hätten, »either to secure strategic advantage, or to protect the rights of co-religionists, or the political liberties of the population, or of all three reasons combined« (91). In Erweiterung der in der Einleitung formulierten Definition (s. o.) sieht Simms hier also nicht nur den Schutz universaler menschlicher Rechte als Begründung für Interventionen, sondern auch strategische politische Ziele.

Auch John Bew diskutiert die Verbindung strategischer und humanitärer Motive. Bew weist zunächst neuere politische Theorien zurück, die in Anlehnung an Carl Schmitt in der humanitären Intervention eine Rückkehr der Tradition des »gerechten Krieges« erkennen. Humanitäre Interventionen seien komplexer als die bloße Applikation eines moralischen Universalismus. Am Beispiel der politischen Entwicklungen in Europa zu Beginn des 19. Jahrhunderts argumentiert Bew, dass es insbesondere realistische Überlegungen waren, die Interventionen begründeten (118). Diese Perspektive eines realistischen Humanitarismus stützt grundsätzlich auch David Rodongo, der an zwei weiteren Beispielen die strategischen Motive europäischer Großmächte beleuchtet (der Interventionen im osmanischen Libanon und in Syrien, 1860–1861, sowie in Mazedonien, 1903–1908).

Der Eindruck vor allem strategisch motivierter Interventionen wird durch verschiedene Beiträge relativiert. Matthias Schulz zeigt am Fall des Russisch-Osmanischen Krieges von 1877 zwar eine »imperialistische Mentalität« der Akteure auf, identifiziert aber zugleich humanitäre Motive (202). Ähnliches formuliert Mike Sewell, der in Hinblick auf den spanisch-amerikanischen Krieg von 1898 im Kern humanitäre Anliegen verifiziert (303). Abigail Green bespricht mit der Intervention der Großmächte in der »Judenfrage« (1840–1878) den Fall einer Intervention zum Schutz eines Volkes, dessen Identität sich von der der Intervenierenden unterscheidet (139). Ebenfalls interessant sind Sophie Quinn-Judges Betrachtungen zur vietnamesischen Intervention in Kambodscha (1978–1989), die zwar keineswegs als humanitär begründet wurde, die

aber gerade in dieser Hinsicht als Erfolg betrachtet werden könne (344). Vertieft wird die Frage nach den Motiven humanitärer Interventionen schließlich durch Beiträge, die an unterschiedlichen Fällen auf die Bedeutung der medialen Öffentlichkeit (William Mulligan) oder der Religion (Gideon Mailer und Andrew C. Thompson) verweisen.

Religion und Glaube sind wiederum auch bei Barnett von zentraler Bedeutung. Mit Blick auf die individuelle Motivation humanitärer Helfer stellt Barnett fest, dass diese transzendentalen (20), meist religiösen Bedürfnissen entspringe (18, 237–239). Barnett erkennt hierin die Evidenz des Scheiterns des Säkularisierungsparadigmas (20). Dies erscheint voreilig, beschreibt Barnett doch an anderer Stelle, wie sich Organisationsformen humanitärer Einsätze durch die Verwendung bürokratischer Techniken wandelten. Aus soziologischer Perspektive wäre es lohnend gewesen, die individuellen religiösen Motive mit der Beobachtung der Rationalisierung des humanitären Feldes zu kontrastieren, um dies dann *gestützt* auf Säkularisierungstheorien zu klären.

Abschließend noch ein kritisches Wort zu den methodischen Standards beider Bücher. Der Sammelband reklamiert nicht explizit, methodisch Innovatives zu leisten. Dennoch erscheint die Historisierung des Konzeptes der humanitären Intervention durchaus originell (3) – zumal sie in mehrfacher Hinsicht global ansetzt. Die Beiträge bewegen sich zeitlich von der Frühmoderne bis in die Gegenwart; räumlich in Afrika, Asien, den Amerikas und Europa, wodurch sie auch kulturell unterschiedliche religiöse Kontexte mit einbeziehen. Insgesamt wird der Anspruch der Herausgeber

erfüllt, die Potentiale eines Forschungsfeldes aufzuzeigen, dem weitere Arbeiten folgen müssten, bevor eine Synthese erfolgen könne (8).

Barnetts Geschichte des Humanitarismus begründet die Originalität ihres Ansatzes ausdrücklich mit einer globalen Perspektive (7), um dann aber an anderer Stelle nicht-westliche Erscheinungsformen der Humanität als Untersuchungsgegenstand auszuschließen (15). Insgesamt ist die Quellengrundlage bei Barnett begrenzter, als es auf den ersten Blick erscheint. Zu Beginn dankt der Autor verschiedenen internationalen humanitären Organisationen für ihre Unterstützung, insbesondere die Öffnung der Archive findet Erwähnung (X), allerdings stützt sich das Buch im Folgenden nur vereinzelt auf dort eingesehenes Material. *Empire of Humanity* basiert vielmehr auf verschiedenen publizierten, meist aktuellen Quellen: Büchern, Zeitungen, Newslettern, Internetseiten.

Klassikerzitate – Emmerich de Vattel (50), Edmund Burke (61), Eglantyne Jebb (83) – werden aus der Sekundärliteratur zitiert, ebenso wie Instruktionen für Missionare (69) oder Flugblätter des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes (82) aus dem 19. Jahrhundert. Henry Dunants *Souvenir de Solferino* wird, wohl ob der zentralen Bedeutung für den Gegenstand des Buches, ganz ohne Quelle wiedergegeben (77). Michael Barnetts Geschichte des Humanitarismus ist eine Synthese, deren Anspruch und Stärke in der Theorie liegen. Dieser Ansatz ist ebenso legitim wie notwendig, er sollte dem Leser aber auch deutlich werden. ■